

GABRIELA URBAN

# WIE BUDDHA IM GEGENWIND

Eine Kündigung,  
22 Länder und ein besonderer  
Reisebegleiter



CON  
BOOK.

**CON  
BOOK.**



*GABRIELA URBAN*

***WIE BUDDHA  
IM GEGENWIND***

*Eine Kündigung,  
22 Länder und ein besonderer  
Reisebegleiter*



© Conbook Medien GmbH, Neuss 2019  
Alle Rechte vorbehalten.

[www.conbook-verlag.de](http://www.conbook-verlag.de)

Fotos: Gabriela Urban  
Satz: Röser MEDIA, Karlsruhe  
Druck und Verarbeitung: CPI Books GmbH, Leck

Printed in Germany

*Manchmal muss man mit beiden Händen loslassen,  
um wieder neu greifen zu können.*



*Dieses Buch ist folgenden Personen gewidmet:*

*meinem Blind Date in Malaysia,  
Tatiana, die mir zum Glück ein Versprechen entlockte,  
dem zahnlosen Mann,  
dem Hakuna-Matata-Verkäufer,  
dem alten Mann aus dem Ramchang Guesthouse,  
unserer großen Tuk-Tuk-Liebe Rithisak,  
dem Tomatenverkäufer mit dem breitesten & freundlichsten Lachen,  
dem blutjungen Taxifahrer aus Bogotá,  
der 1,50 Meter kleinen kolumbianischen Oma,  
meinem Retter in Santa Marta,  
dem erleuchteten Edie,  
dem Unbekannten in der Wüste,  
Annemarie mit dem coolen Jutebeutel,  
der schönsten 80-Jährigen, die ich je gesehen habe,  
dem 19-jährigen Engel,  
dem jungen Soldaten mit dem viel zu großen Maschinengewehr,  
meinem Bodyguard Miguel,  
dem harten Rocker Carlos,  
meinem alten Spanischlehrer, dem ich noch eine Prüfung schuldete,  
der Mama mit der Wolldecke,  
dem freundlichsten Grenzbeamten der Welt,  
Juan aus dem Dorf der Glückseligkeit,  
dem 2-Meter-Riesen Viktor  
und Anastacia aus Tschernobyl.*

*Danke, dass ich euch begegnen durfte! Ohne euch wären all meine Reisen  
nur halb so spannend und erzählenswert gewesen.*

*Und natürlich widme ich dieses Buch auch unserer geliebten Oma. Wir  
vermissen dich. Möge dein Stern auf all unseren Wegen ganz hell leuchten.*



# **Inhaltsverzeichnis**

## **Ein kleines Abenteuer vorneweg ...**

... irgendwo in den Karpaten, Juli 2018 .....	13
Drahtseilakt, 1. Teil .....	13

## **Vorwort**

Lissabon, Mai 2017 .....	20
--------------------------	----

## **1. Kapitel**

Malaysia, März-April 2016 .....	28
Auf zum Blind Date nach Penang .....	28
Grimmige Haie und ein gigantischer Napoleonfisch .....	32
Der gute alte Stevie Wonder .....	38
Wir waren uns nicht einig .....	40
Die neugierige Putzfrau .....	44

## **2. Kapitel**

Kreuz und quer durch Europa, Juni-Oktober 2016 .....	47
Portugal: Das Unmögliche ist tatsächlich wahr geworden .....	47
Lettland & Estland: das schwermütige russische Lied .....	52
Spanien: dieser ewige Kampf gegen Windmühlen .....	54
Bulgarien: das zahnlose Lachen .....	59
Griechenland: der Hakuna-Matata-Verkäufer und der griechische Philosoph .....	64

## **3. Kapitel**

Kambodscha, November-Dezember 2016 .....	70
Der Scherbenhaufen kann mich mal .....	70
Leichtigkeit in Flipflops .....	75
Mit dem Bamboo Train durch die Wildnis Kambodschas .....	80
Der beste Türöffner .....	84
In den Fußstapfen von Angelina Jolie .....	89

## **4. Kapitel**

<b>Sri Lanka, Dezember 2016–Januar 2017</b> .....	97
Love it or leave it .....	97
Wunder geschehen immer wieder .....	102
Würdevoll und majestätisch .....	107
Dieses panische, wundersame Chaos .....	109
Meine Liebe auf den zweiten Blick .....	114

## **5. Kapitel**

<b>Kolumbien, Februar–März 2017</b> .....	123
Im Goldrausch .....	123
Mit Gott auf einen Kaffee, 180 Meter unter der Erde .....	127
Verloren auf dem königlichen Weg .....	136
Der schwarze Retter .....	141
Der Unbekannte in der Wüste in einer magischen Nacht .....	145

## **6. Kapitel**

<b>Nicaragua, November–Dezember 2017</b> .....	157
Der coole Jutebeutel .....	157
Die Insel mit zwei Bergen .....	164
Gott ist mein Fahrer .....	170
Überrumpelt vom lateinamerikanischen Kampfgeist .....	174
Die härteste Prüfung in meinem Leben .....	178

## **7. Kapitel**

<b>Honduras, Dezember 2017</b> .....	189
Bienvenidos a Honduras .....	189
Der 19-jährige Engel .....	192
Ausnahmestand, Straßenblockaden und brennende Autos .....	196
Der junge Soldat mit dem viel zu großen Maschinengewehr .....	200

## **8. Kapitel**

<b>El Salvador, Dezember 2017</b> .....	205
Im gefährlichsten Land der Welt! .....	205
Das Leben ist schöner mit einem Pelikan an der Seite .....	209
Mein Bodyguard aus San Salvador .....	216
Back to the roots .....	220

Ein Tarantino-reifer Auftritt..... 225

## **9. Kapitel**

**Guatemala, Dezember 2017–Januar 2018** ..... 229

Coming home ..... 229

Die verpasste Spanischprüfung ..... 236

Der Prinz, der nicht aufgab, nach seiner verlorenen  
Prinzessin zu suchen ..... 241

Auf den Spuren von Skywalker und Han Solo..... 246

Die weltbesten Tortillas ..... 253

## **10. Kapitel**

**El Salvador, Januar 2018** ..... 260

Ein folgeschwerer Fehler..... 260

Mittellos im Dorf der Glückseligkeit..... 263

Irgendetwas stimmt hier nicht ..... 269

## **11. Kapitel**

**Georgien, Juni 2018** ..... 275

Eine halsbrecherische Rallye ..... 275

Der kuriose Regen..... 279

Offroad durch die Halbwüste..... 285

## **12. Kapitel**

**Ukraine, Juli 2018**..... 290

Der wilde Osten ..... 290

Drahtseilakt, 2. Teil..... 297

Das unsichtbare Gespenst..... 301

## **Nachwort**

**Kiew, Juli 2018**..... 310

Mein Ticket in die Freiheit ..... 310

Eine ganz BESONDERE Danksagung..... 316



# ***EIN KLEINES ABENTEUER VORNEWEG ...***

... irgendwo in den Karpaten, Juli 2018

*Travelling – it leaves you speechless, then turns you into a storyteller.*

(Ibn Battuta)

## **Drahtseilakt, 1. Teil**

*Unmöglich!* Meinte Google Maps tatsächlich diese wackelige Brücke aus verrosteten Drahtseilen und vermoderten Holzbrettern? Immer wieder blickte ich auf mein Handy, schaute mich um und suchte verzweifelt nach einer sicheren Route. Um diesen reißenden Fluss zu überqueren, musste es doch eine andere Möglichkeit geben als diese lebensgefährliche Brücke aus den glorreichen, längst vergangenen Sowjetzeiten. Wie tief mochte es hinuntergehen? Zehn Meter? 15 Meter? Mein Herz pochte. Das war mein persönlicher Alptraum.

Ich versuchte, einen klaren Gedanken zu fassen. Doch die flirrende Hitze trug nicht dazu bei, einen kühlen Kopf zu bewahren. Ich war müde, und meine Füße taten weh. Immerhin hatte ich mittlerweile die Hälfte der Strecke geschafft. Zehn Kilometer entlang an Blumenwiesen, Sonnenblumenfeldern, Gemüsebeeten, wilden Graslandschaften und urigen Holzhäusern hatte ich bis jetzt hinter mich gebracht auf meinem Weg zu den Dowbusch-Felsen – von denen ich ein paar Stunden zuvor noch nie etwas gehört hatte. Der Besitzer meiner Unterkunft, ein freundlicher alter Mann, der kein Wort Englisch sprach, hatte sie

mir bei Google Maps gezeigt. Mit Händen und Füßen hatte er mir zu verstehen gegeben, dass ich mir diese über 50 Meter hohen Felsformationen unbedingt anschauen sollte. Unsere weitere Konversation war jedoch extrem holprig verlaufen. Er hatte mit den Armen gefuchelt, wild gestikuliert und mir immer wieder unterschiedliche Orte auf der Karte auf meinem Handy gezeigt. Ich hatte nur verstanden, dass ich mit zwei verschiedenen Bussen fahren und dann zu Fuß weitergehen müsste. Aber das reichte. Dachte ich zumindest.

Beschwingt war ich losgegangen, hatte mich vor den Supermarkt gestellt und Ausschau nach einer Marschrutka gehalten, dem öffentlichen Minibus in dieser Gegend. Nach ein paar Minuten kam die erste und fuhr auch schon an mir vorbei. Da ich nicht einmal ansatzweise die kyrillischen Schriftzeichen entziffern konnte, wurde ich unsicher. *Stand ich überhaupt richtig?* Ich fragte einen Mann mit eng wachsenden Augenbrauen und zeigte ihm auf meinem Handy, wohin ich wollte. *Tyshivnytsya?* Ich gab mir alle Mühe, den Ort einwandfrei auszusprechen. Vergebens. Der junge Mann schaute mich nur mit vielen Fragezeichen an und komplementierte somit meine völlige Orientierungslosigkeit. Wortlos zeigte er in Richtung Straße. *Aha, da kommt wohl noch eine andere Bushaltestelle*, schlussfolgerte ich skeptisch. Doch nach zwei Minuten kam ich bereits am Dorfrand an. Also wieder zurück.

Ich stellte mich erneut an die Bushaltestelle und wartete geduldig. Die nächste gnadenlos überfüllte Marschrutka kam. Verzweifelt fragte ich die Passagiere, ob der Minibus nach Tyshivnytsya fahren würde. Kollektives überfragtes Kopfschütteln. Bei der dritten und vierten Marschrutka dasselbe. Ich hatte so gar keine Ahnung, ob die Leute mich bloß nicht verstanden, oder ob die Marschrutka tatsächlich nicht ins zungenbrecherische Tyshivnytsya fuhr. Allerdings wusste ich, dass ich nach über einer Stunde Wartezeit definitiv keinen Bock mehr hatte. Ich musste mir eingestehen, dass ich bereits am Ortseingang von Skole gescheitert war und es nicht geschafft hatte, den richtigen Bus zu nehmen. *Okay. Dann musste halt ein*

*anderer Plan her!* Ich nahm wieder mein Handy zur Hand, gab bei Google Maps das Ziel »Dowbusch-Felsen zu Fuß« ein – und erhielt prompt eine Route: 20 Kilometer, Ankunftszeit 16:57 Uhr. Alles klar. Das war machbar. Entschlossen lief ich los.

\*\*\*

*Unmöglich!* Es hämmerte in meinem Kopf beim Anblick dieser furchterregenden Brücke. Ich konnte sie nicht überqueren, das stand für mich fest. Nicht nur weil ich an panischer Höhenangst litt, sondern auch weil ich immens daran zweifelte, dass diese Brücke, die in jedem Indiana-Jones-Film eine hervorragende Rolle gespielt hätte, passierbar war. Ich ging vor der Brücke auf und ab und schaute mir die fragwürdige Konstruktion etwas genauer an. Die schmale Brücke wurde von dünnen Drahtseilen gehalten. Modrige Holzbretter und Baumstämme waren wild und ohne System aneinandergenagelt. Und überall waren große Löcher. Für mich war klar: Ein falscher Schritt, und ich würde in die Tiefe stürzen. Direkt in den reißenden Fluss. Bei dem Anblick schlug meine blühende Fantasie Purzelbäume. Ich malte mir aus, wie ich mir bei einem *glücklichen* Sturz ins Wasser NUR ein paar Knochen brach. Mit ein wenig Pech konnte ich mir allerdings auch den Kopf an den herausragenden spitzen Steinen im Fluss aufschlagen ...

*Auf gar keinen Fall!* Resigniert beschloss ich, dass mein Abenteuer Dowbusch-Felsen hier an dieser Stelle mitten in den Karpaten zu Ende war. Doch gerade in der Sekunde, als ich den Entschluss gefasst hatte, erschienen plötzlich am anderen Ende der Brücke drei Gestalten. Das konnte doch nicht möglich sein! Zufall? Oder ein ganz blödes Zeichen? Etwas ungläubig schaute ich zu, wie ein junger Fischer zwar sehr bedacht, aber doch ziemlich resolut und mit sicheren Schritten über die Brücke ging. Sie war also doch passierbar, musste ich mir kleinlaut eingestehen.

Doch sofort mischte sich meine vernunftgetriebene innere Stimme ein, die partout keine Lust hatte, sich ausgerechnet JETZT meiner Höhenangst zu stellen. Sie flüsterte mir vehement zu: »Der junge Fischer hat diese Brücke bereits Hunderte Male überquert und weiß genau, wie er seine Schritte setzen muss. Außerdem ist er sicherlich stark genug, um sich bei einem Sturz am Drahtseil festzuhalten und mit einem gekonnten akrobatischen Schwung wieder hochzuhieven.«

Eifrig pflichtete ich meiner inneren Stimme bei – und wir beide wären uns zu 100 Prozent einig gewesen, wenn nicht ausgerechnet im nächsten Moment am anderen Ende der Brücke sich auch die anderen zwei Gestalten aufgemacht hätten, die Brücke zu überqueren. Ich kniff meine Augen heftig zusammen, um besser zu sehen, und konnte kaum glauben, was ich da erblickte. *Tatsächlich!* Die zwei Gestalten waren ältere Frauen, die sicherlich weit über 50, vielleicht sogar 60 Jahre alt waren. Ich konnte genau erkennen, wie sie sich ängstlich ans Drahtseil klammerten und zögerlich in kleinen Schritten nach vorne kämpften.

Voller Bewunderung, Adrenalin und mit offenem Mund beobachtete ich sie dabei, fieberte mit ihnen mit – und fasste just einen Entschluss. Ich entschied mich, auf mein Bauchgefühl zu hören, welches mich immer lauter anfeuerte: »Wenn die das schaffen, schaffst du es auch!« Bei meinem Vorhaben wurde mir zwar speiübel und extrem schummrig vor Augen, aber mir wurde auch wieder bewusst, dass es im Leben Augenblicke gab, in denen man losgehen musste. Einfach machen.

»добре?«, fragte ich die beiden älteren Frauen, als sie wohlbehalten auf meiner Flussseite angekommen waren. Doch ich konnte sofort die Angst in ihren Augen sehen. Wie sehr ich mir doch gewünscht hätte, dass sie meine eigene Scheißangst etwas besänftigen und mir sagen würden, dass die Brücke gar nicht so schlimm sei, wie sie auf den ersten Blick aussah.

»не добре! не добре!« Nicht gut! Nicht gut! Die eine Frau schrie mich nahezu an. So, als ob sie mich vor meinem eigenen Verderben beschützen

wollte. Und zu allem Übel folgte ein fluchender, nicht enden wollender Wortschwall, dessen Inhalt ich zwar nicht verstand, von dem ich mir aber durchaus denken konnte, worum es ging. Zum Schluss verabschiedeten sie sich von mir mit einem »удачі«. Ich bildete mir ein, dass sie mir für mein halsbrecherisches Vorhaben viel Glück wünschten.

Ich atmete tief ein und aus. JETZT ODER NIE! Ohne darüber nachzudenken, erklomm ich die erste Stufe, hielt kurz inne, nahm auch die nächsten in Angriff, und eh ich mich's versah, stand ich bereits auf den Holzbrettern. Es fehlte nicht viel, und ich hätte mir in die Hosen gemacht. Denn hier oben konnte ich erkennen, dass die Brücke in einem noch viel schlechteren Zustand war, als ich zuvor vermutet hatte. Nach den ersten wackeligen Schritten stellte ich fest, dass einige Bretter sogar nur lose drauflagen. Immer wieder stand ich vor der womöglich lebensentscheidenden Frage, für welches Brett ich mich als nächstes entscheiden sollte. Unaufhörlich knarrte und knackte es unter meinen Füßen. Manche Bretter und Äste waren schon so vermodert, dass sie bei jeder kleinen Erschütterung zu zerbrechen drohten. Meine nass geschwitzten Hände umklammerten die beiden rostigen Drahtseile. Argwöhnisch tastete ich mich vor. Schuhspitze um Schuhspitze. Und durch die großen Löcher zwischen den Brettern konnte ich den reißenden Fluss unter mir sehen.

Zweifelsohne hatte ich in den vergangenen Monaten viel erlebt. In Malaysia war ich auf offenem Meer Haien begegnet. Im Golf von Thailand hatte ich eine Horrorspeedbootfahrt gerade so überlebt. Unter der karibischen Sonne Santa Martas war ich beinahe von zwei Drogenabhängigen überfallen worden. In Honduras hatte ich politische Tumulte bezeugt. Und in der einsamen Steppe an der Grenze zu Aserbaidshan war mir das Benzin ausgegangen. *Dann wirst du diese Brücke auch noch meistern!* Ich atmete noch mal tief ein und aus, versuchte, alles um mich herum zu vergessen, und fokussierte mich auf den nächsten Schritt.

Plötzlich spürte ich, wie die Brücke anfang zu schaukeln. Immer stärker. Eine Windböe? Nein. Es war absolut windstill. Ich versuchte zu analysieren, was die Bewegung verursachte. Meine zitternden Beine? Tatsächlich! Erst jetzt realisierte ich, dass ich am ganzen Körper wie Espenlaub zitterte. Am liebsten hätte ich aus Leibeskräften losgeschrien. Doch ich wusste, dass ich meine verbleibenden Kräfte woanders hinlenken musste. Denn unkontrolliertes Schreien wäre nur unnötiger Energieverlust gewesen, der mich zudem aus dem Gleichgewicht gebracht hätte. Obwohl sich meine Beine weiterhin wie Pudding anfühlten, schöpfte ich neuen Mut, als ich sah, dass ich mittlerweile die Hälfte der Brücke geschafft hatte. Ich tat noch einen Schritt und wusste, dass ab jetzt eine Rückkehr nicht mehr infrage kam.

Doch was folgte, war noch viel schlimmer. Nachdem ich den Fluss hinter mich gebracht hatte und mich schon am Ende meines persönlichen Alptraumes gehofft hatte, konnte ich erkennen, dass die Brücke immer höher und höher wurde. Unter mir sah ich Baumwipfel, und durchs dichte Blätterdach konnte ich erahnen, dass ich mittlerweile auf 20 oder gar 30 Metern Höhe war. Zu allem Übel konnte ich mich nicht mehr am Drahtseil festhalten, da ich mit meinen Händen nicht mehr hinkam. Ich musste also die restlichen Meter frei balancieren. Mir wurde erneut übel, und es pochte heftig gegen meine Schläfen. Jetzt bloß nicht das Gleichgewicht verlieren! Ich atmete erneut tief ein und aus – und marschierte völlig konzentriert weiter. Selten zuvor in meinem Leben hatte ich das Gefühl gehabt, einzig und allein bei mir selbst zu sein. In meiner eigenen Mitte. Fokussiert. Pragmatisch. Lösungsorientiert. Mit allen Gedanken und Emotionen im Hier und Jetzt.

Als ich wieder festen Boden unter meinen Füßen spürte, hätte ich mich am liebsten übergeben. Ich spürte, wie schlagartig meine ganze Anspannung und verdammte Angst aus meinem Körper wich. Ich zitterte immer noch, aber dabei realisierte ich, welche Herausforderung ich gerade gemeistert hatte. Ich hatte trotz panischer Höhenangst

diese gemeingefährliche Brücke hinter mich gebracht. Ich hatte mich schnurstracks raus aus meiner eigenen Komfortzone bewegt. Doch viel Zeit für einen freudejubilenden Tanz blieb mir nicht, denn bis zu den Dowbusch-Felsen musste ich noch zehn Kilometer laufen. Ich schaute erneut auf mein Handy. Ankunftszeit 17:27 Uhr. Ich hatte viel Zeit verloren und musste mich dementsprechend beeilen. Dabei hatte ich noch keinen blassen Schimmer, wie ich von den Dowbusch-Felsen zurück zu meiner Unterkunft nach Skole kommen sollte. Fest stand, dass ich auf keinen Fall denselben Weg zurück wählen würde. Ich wollte keineswegs mein Schicksal ein zweites Mal herausfordern. Dennoch musste ich mir eingestehen, dass ich völlig planlos war in einem Land, wo kaum einer Englisch sprach.

*Alles zur seiner Zeit!* Das Erlebnis mit der Brücke hatte mir erneut gezeigt, dass es im Leben immer eine Lösung gab, wie unüberwindbar die Situation anfangs auch wirken mochte. Dass man durchaus das Unmögliche möglich machen konnte – und dass es auch gut war, hin und wieder seine Vernunft auszuschalten, um einzig und allein auf sein Bauchgefühl zu hören. Euphorisch und optimistisch setzte ich meine Wanderung fort – und es kam mir fast so vor, als ob ich auf rosaroten Wolken schweben würde.

»Warum?«, fragte ich sie.

Sie erklärte mir, dass ein langes Wochenende vor der Tür stünde und dass viele Bewohner aus Bogotá und Medellín die Feiertage nutzten, um einen Ausflug zu machen. Dementsprechend war ab morgen alles reserviert.

Nun gut. Ich freute mich darüber, dass ich wenigstens eine Nacht bleiben durfte, und organisierte mir nachmittags einen Guide für eine Wanderung durch die Wüste.

\*\*\*

Obwohl in zwei Stunden die Sonne bereits untergehen sollte, war es immer noch brütend heiß. Edie, unser Guide, holte uns mit seinem Moped in der Unterkunft ab. Auf unserer Wanderung durch die roten Felsen von Suelos Rojos erzählte er mir viel über die Wüste, die eigentlich ein tropischer Trockenwald war. Ich erfuhr von ihm, dass die Tatacoa-Wüste ihren Namen ursprünglich von giftigen Schlangen erhalten hatte, die in diesem ausgetrockneten Becken lebten. Ich musste kurz schlucken. *Hatte Edie gerade tatsächlich Schlangen gesagt?* Aber er beruhigte mich sofort. Mittlerweile waren die Schlangen ausgerottet.

»Doch noch heute bedeutet das Wort Tatacoa in der indigenen Sprache meiner Vorfahren *böse Schlange* ...« Edie zögerte ein wenig und fuhr dann fort: »... oder auch wütende Frau.« Er lachte laut auf und schaute mich dabei schelmisch an.

Ich musste mit ihm lachen. Zwar erschloss es sich mir nicht zwingend, was eine giftige Schlange mit einer wütenden Frau gemeinsam hatte, aber sein unbefangenes Lachen wirkte ansteckend auf mich. Überhaupt war ich komplett von seiner Erscheinung und seiner Art fasziniert. Er hatte eine große Statur, indigene Gesichtszüge, seine Haut war von der Sonne gegerbt, und er strahlte eine ganz besondere Zufriedenheit aus. Er erzählte mir, dass er hier in der Wüste geboren worden und be-

reits als kleines Kind durch die Felsformationen gelaufen war. Er kannte jeden Hügel, jeden Stein und jeden Kaktus.

»Für uns Kinder war die Wüste damals ein großer Abenteuerspielplatz. Du wusstest nie, was du hinterm nächsten Felsen erleben würdest.«

*Die Wüste als Spielplatz? Wie unterschiedlich doch Kindheiten sein konnten*, dachte ich.

Stumm folgte ich Edie durch die karge Landschaft. Die vielen unterschiedlichen Rottöne veränderten durch die tief stehenden Sonnenstrahlen ständig ihre Farben. Mühselig kraxelten wir zahlreiche Felsen hoch und genossen das Naturspektakel um uns herum. Ich konnte an Edies Gesichtsausdruck erkennen, dass diese bizarre Landschaft auch für ihn noch immer etwas Besonderes war. Ich fragte ihn, ob er jemals wo anders gewesen wäre.

»Oh ja! In Bogotá. Einmal und nie wieder! Einfach nur schrecklich diese Stadt«, sagte er naserüpfend.

Ich stellte mir den naturverbundenen Edie in der chaotischen Hauptstadt vor und kam zu dem Entschluss, dass dieses Bild überhaupt nicht passte.

»Hier bin ich geboren, hier habe ich gelacht, geliebt und geweint. Hier möchte ich eines Tages auch sterben und meine Asche soll der Wind dann in alle Himmelsrichtungen verteilen, damit ich schlussendlich dahin zurückgehe, wo ich hergekommen bin. Zurück zur Pachamama, zur Mutter Natur ...«, sagte Edie ehrfürchtig, während uns ein warmer Wind ins Gesicht blies.

Ich war mächtig beeindruckt. Obwohl die Worte von Edie in einer anderen Situation extrem geschwollen und esoterisch geklungen hätten, ergaben sie hier, mitten in der Wüste, einen Sinn. Er schien ein Mensch zu sein, den nichts mehr aus dem Gleichgewicht brachte. Den nichts erschüttern konnte. Einer, der sein Ziel im Leben schon längst erreicht hatte. Ich betrachte ihn etwas genauer und musste plötzlich an Buddha denken. *Oh ja!* Irgendwie kam mir Edie wie ein erleuchteter Buddha vor. Nur halt mit indigenen Gesichtszügen.

Doch noch viel mehr beeindruckte mich Edies tiefe Verbundenheit mit seiner Heimat. Dieses Gefühl kannte ich nicht. Im Gegenteil. Als ewiger Vagabund, den immer das Fernweh packte, konnte ich mir so gar nicht vorstellen, wie es ist, wenn man einen Ort noch nie so richtig verlassen hat. Wenn man sein ganzes Leben in ein und derselben Gegend verbringt. Nie das Meer gesehen hat. Nie in einer Großstadt gewohnt hat. Nie in ein Flugzeug oder Boot gestiegen ist. Nie durch die Berge gefahren ist. Nie durch einen Wald oder Dschungel gewandert ist. Und nie das eigene Vaterland verlassen hat. Zweifelsohne würde ich mir wie in einem unsichtbaren großen Gefängnis vorkommen. Und es würde mich wahnsinnig machen, zu wissen, dass ich die Mauer, die mich umgibt, nie von außen sehen würde. Dass ich nie erfahren würde, was sich auf der anderen Seite befindet. Und wie der nächste, der übernächste und der überübernächste Ort aussieht ...

Ich blickte zu Edie. Friedlich schaute er zum weiten Horizont in die Ferne. Dabei strahlte er eine angenehme Ruhe und Zufriedenheit aus, wie ich sie bei kaum einer Person gespürt habe. In diesem Moment begriff ich, wie eng Zufriedenheit und der innere Frieden miteinander verwoben sind. *Nein!* Edie kam mir keineswegs wie ein Gefangener der Wüste vor, sondern viel mehr wie jemand, der in Freiheit lebte. Jemand, der schon längst am Ende seiner Suche war. Und obwohl dieses Lebenskonzept genau das Gegenteil von meinem eigenen war, beneidete ich Edie in jenem Moment um seine besondere Verbundenheit mit diesem Ort. Dem Ort, an dem er geboren wurde, den er keineswegs satthatte, sondern der ihn immer wieder aufs Neue zum Staunen brachte – und an dem er eines Tages seinen letzten Atemzug machen würde.

\*\*\*

So ein ganzer Tag in der Wüste war schon mächtig anstrengend. Mir fielen bereits die Augen zu, und einen kurzen Augenblick dachte ich

tatsächlich darüber nach, mich jetzt einfach schlafen zu legen. Aber ich wollte mir auf keinen Fall den Sternenhimmel hier in der Wüste entgehen lassen. Ich warf von meiner Hängematte aus einen Blick zu meinem Sohn. Er hatte zuvor mit dem Jungen der Hostel-Besitzerin gespielt und war von einer Sekunde auf die andere im Wohnzimmer auf der Couch tief und fest eingeschlafen. Sein neuer Freund schlummerte direkt neben ihm, und die beiden teilten sich eine Decke. Unter dem Sofa wachte Pedro, der kleine Hund, und über den Köpfen schnarchte ein kunterbunter Papagei.

*Los*, spornte ich mich selbst an. *Schlafen kannst du auch noch, wenn du alt bist*. Ich mobilisierte all meine Kräfte, ging zu Maria und fragte sie, ob ich meinen Sohn für eine Weile auf der Couch liegen lassen könnte, damit ich mir den Sternenhimmel anschauen konnte.

Maria lachte mich an: »Nimm dir all die Zeit, die du zum Bestaunen des Sternenhimmels benötigst. Heute ist eine magische Nacht. Denn heute gibt es besonders viele Sternschnuppen zu sehen.«

Ich ging hinaus in die Nacht, und bereits wenige Meter von der Unterkunft entfernt war ich umhüllt von einer tiefschwarzen Dunkelheit, die ich in dieser Intensität kaum je erlebt hatte. Meine Augen suchten verzweifelt nach irgendeinem künstlichen Lichtstrahl, doch da es hier in der Wüste praktisch kaum Strom gab, waren die einzigen Lichtquellen der Mond und die endlos vielen Sterne. So orientierungslos hatte ich mich schon lange nicht mehr gefühlt. Ich kam mir fast vor, als ob ich irgendwo zwischen dem Hier und Jetzt schweben würde. Zwischen Realität und Traum. Doch nach ein paar Minuten hatten sich meine Augen an das tiefschwarze Nichts um mich herum gewöhnt, und allmählich konnte ich einige Umrisse der Landschaft erkennen.

Ehrfürchtig erhob ich meinen Blick zum gigantischen Himmelszelt, das sich wie eine Kuppel über die Wüste spannte. Hoch oben über meinem Kopf funkelten Abertausende Sterne und ferne, jahrhundert-

alte Planeten lichterloh um die Wette. Im Angesicht dieser unendlichen Sternenpracht kam ich mir plötzlich so winzig klein vor. Unbedeutend. Läppisch. Und flüchtig. Ich versuchte, einzelne Sterne zu fixieren, und erinnerte mich daran, wie ich mir früher als kleines Kind immer vorgestellt hatte, dass der am hellsten funkelnde Stern meine verstorbene Ur-Oma gewesen sei. Diese kindliche Vorstellung hatte mir immer sehr gefallen. Dass die von uns gegangenen Geliebten im Himmel sind und uns als Sterne auf unseren Wegen begleiten. Wenn ich damals traurig war oder meine Ur-Oma vermisste, dann brauchte ich nur in den Sternenhimmel zu blicken, und schon fühlte ich mich wieder wohler. *Wie lange war es her, dass ich an meine Ur-Oma gedacht hatte?* Zehn Jahre? 15 Jahre? Vielleicht sogar 20 Jahre? Ich wunderte mich, welche Erinnerungen und Gedanken so ein sternenerleuchteter Himmel in einem wecken konnte.

Ich ging ziellos weiter und konnte in der tiefschwarzen Dunkelheit immer mehr Details der bizarren Landschaft erkennen. Besonders skurril wirkten die Silhouetten der Kakteen, die sich mit ihrem eigenwilligen Aussehen meterhoch in den rabenschwarzen Himmel reckten. Obwohl ich mich zuvor nie richtig mit der Besonderheit dieser Pflanze auseinandergesetzt hatte, empfand ich plötzlich beim Anblick der Kakteen großen Respekt – vor ihrer robusten Beschaffenheit und vor der bewundernswerten Fähigkeit, auch bei täglicher Hitze und monatelanger Dürre nicht nur zu überleben, sondern eine stattliche, majestätische Größe zu erreichen. Edie hatte mir bei unserer Wanderung durch die Wüste erzählt, dass es hier in dieser Region durchschnittlich zweimal im Jahr regnete. So lange ohne Wasser auszukommen war beeindruckend. *Beeindruckender als jeder Fels in der Brandung ...* Ich entschied, dass Kakteen in der Wüste für mich das perfekte Sinnbild dafür waren, wie man sich trotz aller Schwierigkeiten und kräftigem Gegenwind nicht aus der Bahn bringen lässt und einfach kontinuierlich über sich hinauswächst.

Plötzlich riss mich ein Geräusch aus meinen ausufernden Gedanken. *Was war das?* Ich schaute mich um. Ein paar Meter vor mir erkannte ich eine große Gestalt in einem Poncho. Ein kurzer Schauer überkam mich. *Was, um Himmels willen, macht die Person da? So mutterseelenallein? Hier in der Wüste?* Aber dann fiel mir ein, dass sie wohl genau das Gleiche machte wie ich auch. In den Sternenhimmel schauen. Etwas mulmig zumute war mir schon, denn schließlich begegnet man nicht alle Tage einem Unbekannten mitten in der nächtlichen Wüste. Ich entschied mich, trotzdem Kontakt aufzunehmen. Etwas zögerlich näherte ich mich dem Fremden von hinten und sprach ihn an. Er drehte sich verblüfft zu mir um, und im schwachen Licht seiner Taschenlampe konnte ich erkennen, dass es ein junger, blonder Mann um die 30 war. Wir wechselten ein paar kurze Sätze auf Spanisch, bis wir auf Deutsch umstiegen. Der Unbekannte kam aus Dresden und war seit über fünf Monaten in Kolumbien unterwegs. Ähnlich wie bei mir war auch für ihn die Tatacoa-Wüste die letzte Station auf seiner Reise, bevor er in ein paar Tagen in Bogotá in den Flieger Richtung Heimat steigen sollte. Obwohl wir uns nicht kannten, fingen wir an, über Gott und die Welt zu reden. Über Kolumbien. Übers Reisen. Über unser Leben. Unsere Erlebnisse. Und schlussendlich auch über unsere persönlichen Krisen, die uns beide hierher in die Wüste gebracht hatten. Der Unbekannte erzählte mir, dass er eigentlich Künstler sei. Da er aber von seinen Bildern kaum seine Miete bezahlen, geschweige denn leben konnte, arbeitete er mehrere Tage in der Woche in einem Callcenter. Trotz der tiefen Dunkelheit, die unsere Begegnung umgab, konnte ich erkennen, wie frustriert er wirkte, als er von seinem Aushilfsjob erzählte.

»Eines Morgens merkte ich, wie sehr ich mein Leben satt hatte. Ich musste etwas ändern. Ich musste raus. Weit weg. Ich schmiss also von einem Tag auf den anderen meinen beschissenen Job im Callcenter hin, gab meine Wohnung auf, stellte meine persönlichen Dinge in der Garage

eines Freundes unter und flog nach Kolumbien. Um mich endlich wieder selbst zu finden und zu verstehen, wie es in meinem Leben weitergehen soll«, erzählte der Unbekannte.

»Und hast du dich selbst gefunden?«, fragte ich den jungen Mann neugierig, schließlich konnte ich sehr gut nachempfinden, wie es in ihm aussah.

Stille trat ein. Während wir weitergingen, schaute der Fremde in die Ferne zum Himmel und sagte lange nichts. Nach ein paar Minuten des Schweigens hatte ich meine Frage schon völlig vergessen und ging bereits anderen Gedanken nach, als der Deutsche plötzlich aus dem Nichts heraus sagte: »Ich habe erkannt, dass Krisen zwar doof sind, da sie in erster Linie eine Gefahr für unseren Alltag darstellen. Aber sie bieten auch die wundervolle Gelegenheit, einige Dinge zu ändern, um das Leben wieder besser zu machen und zufriedener zu werden.«

Stumm nickte ich. Er sprach mir aus der Seele. Wie einfach es doch war, solche Erkenntnisse zu gewinnen, wenn man sich weit weg von zu Hause befand.

Wir gingen immer weiter und weiter. Redeten und redeten. Und verirrten uns zunehmend in unserem Gespräch und der tiefschwarzen Nacht, die hell erleuchtet mit endlos vielen Sternen war. Wie kleine Hoffnungsschimmer hoch oben am Firmament, die uns den Weg leuchteten. *Wollten sie uns zeigen, dass es für alle Probleme auch Lösungen gab?* Hin und wieder wurde unser Gespräch von Sternschnuppen unterbrochen.

»Da war schon wieder eine«, rief der Unbekannte und freute sich wie ein kleines Kind.

»Dann darfst du dir etwas wünschen«, entgegnete ich ihm etwas neidvoll, da ich bis jetzt keine einzige Sternschnuppe erblickt hatte.

Nachdem der Unbekannte jedoch mindestens seinen zehnten Wunsch stumm gen Himmel schickte, entschied ich kurzerhand, mir jetzt einfach auch etwas zu wünschen. Denn es brauchte ja nicht zwin-

gend eine Sternschnuppe, um sich etwas zu wünschen. *Oder?* Erneut blickte ich ehrfürchtig zum Himmel. Mehrere Wünsche rotierten gleichzeitig durch meinen Kopf. Ploppten auf wie Gedankenblitze. Und weil ich mich auf Teufel komm raus nicht für einen einzigen Wunsch entscheiden konnte, beschloss ich, dass mehrere auch okay waren ...

*Oh ja!* Maria hatte absolut recht gehabt. Es lag Magie in dieser tief-schwarzen Nacht – mitten in der Wüste und an der Seite eines Unbekannten. Wer jetzt denkt, dass auch ein Funke Romantik oder gar Erotik in der Luft lag, den muss ich an dieser Stelle enttäuschen. Es war viel mehr eine Atmosphäre von Zuversicht, die uns umhüllte. Das Gefühl von »Jetzt erst recht!« und gewissermaßen auch Freiheit. Ich blickte noch mal zu den unerschütterlichen Kakteen am Wegesrand, die mit ihrer unbändigen Eigenwilligkeit allen Hindernissen in ihrer Umgebung trotzen. Auch sie erfüllten mich mit Optimismus.

Die Stunden vergingen. Sowohl der Unbekannte als auch ich zögerten den Abschied krampfhaft lange hinaus. Wir wollten beide nicht, dass diese Nacht zu Ende ging. Vielleicht lag es daran, dass wir beide noch so viel zu sagen hatten. Oder dass man besondere Momente schweren Herzens gehen lässt. Doch irgendwann war es soweit. Wir wünschten uns alles Gute. Und versprachen uns gegenseitig, dass wir beide die Gelegenheit nutzen würden, um zu Hause einige wesentliche Dinge zu ändern. Ehrenwort? Ehrenwort!

\*\*\*

Die Nacht darauf konnte ich nicht schlafen, weil ein heftiges Gewitter über die Wüste zog. Zuerst kam ein kräftiger Wind auf. Es piff und heulte. Die Dächer knarrten und Türen knallten. In der Ferne am Horizont tauchten immer mehr Blitze auf. Gefolgt von heftigem Donner, der immer lauter und ohrenbetäubender wurde. Es lag eine elektrisierende Energie in der Luft. Und plötzlich erbrach sie sich. Es fing an, in Strömen

zu regnen. *Ich hatte es also geschafft.* Der Regen in Kolumbien war mir sogar bis in die Wüste gefolgt. Hatte Edie nicht gesagt, dass es in der Regel höchstens zweimal im Jahr in der Tatacoa-Wüste regnete?

Na ja, wenigstens würden sich die Kakteen freuen, die jetzt sicherlich reichlich Wasser für die nächsten monatelangen Durststrecken speicherten.

Während ich das gewaltige Naturspektakel vor meinem Fenster verfolgte, schossen mir zahlreiche Gedanken durch den Kopf. Vor meinem inneren Auge sah ich noch mal einige Situationen, die ich hier in Kolumbien erlebt hatte. Begegnungen mit Menschen, die ich gemacht hatte – und ich musste auch an das Gespräch mit dem Unbekannten in der Nacht zuvor denken. Seine Worte hallten immer noch nach, bis mir plötzlich auffiel, dass wir beide uns gar nicht mit Namen vorgestellt hatten.

Ja, es stimmte: *Das Leben ist definitiv um einiges schöner mit Pelikanen an deiner Seite.*

## **Mein Bodyguard aus San Salvador**

Wenn es nach mir gegangen wäre, hätte ich am liebsten einen ganz großen Bogen um San Salvador gemacht. Am besten im sicheren Radius von über 100 Kilometern. Denn ich hatte immer noch riesigen Respekt vor der Hauptstadt El Salvadors, die berüchtigt für die brutalen Gräueltaten der Banden Mara Salvatrucha und Barrio 18 war. Sie war der Schauplatz bestialischer Kriminalität und mordgieriger Machtdemonstration durch junge Männer, die selten ihren 30. Geburtstag erlebten. Doch es half nichts: Alle Wege schienen, durch San Salvador zu führen – so auch unser Weg. Denn von dort sollte es in die kleine Kolonialstadt Suchitoto gehen. Nach drei Tagen am Strand war es an der Zeit, unsere Reise fortzusetzen.

Früh am Morgen verabschiedeten wir uns mit etwas Herzschmerz von den liebgewonnenen Pelikanen, deren Gefieder das goldene Licht der aufgehenden Sonne reflektierte, und starteten ins nächste Abenteuer. Hoffentlich würden wir so schnell wie möglich und vor allem HEIL durch San Salvador kommen. Unsere Route führte uns wieder nach El Cuco, zurück nach San Miguel, und dort stiegen wir sofort in den nächsten Bus in die Hauptstadt ein.

Je mehr wir uns San Salvador näherten, desto unbehaglicher wurde mir. Ich versuchte, mich damit zu beruhigen, dass wir doch nur am Busbahnhof aussteigen und dann höchstens ein paar Meter gehen mussten, um in den nächsten Bus nach Suchitoto einzusteigen. *Das war doch nicht so schlimm, oder?* Doch es kam mal wieder ganz anders.

Als wir nach einer mehrstündigen Busfahrt in der brütenden Vormittagshitze in San Salvador ausstiegen, musste ich mich erst mal im

undurchschaubaren Menschengewusel orientieren. Wie gerne hätte ich jetzt unter einer schattigen Palme an der Seite der Pelikane ein kleines Nickerchen gemacht. Stattdessen kämpfte ich gegen einen nicht enden wollenden Menschenstrom an, um unseren nächsten Bus zu finden. Ich fragte einen älteren Mann, und der erklärte mir, dass der Bus nach Suchitoto seit Kurzem im Busbahnhof nicht mehr halten würde.

»Du musst raus, die große Straße runter bis zur Kreuzung, zwei Blöcke weiter und dann nach rechts. Da ist eine Tankstelle. Am besten stellst du dich genau davor und hältst dort den Bus nach Suchitoto an. Aber vorsichtig, die Straße ist dreispurig. Pass mit dem Verkehr auf«, warnte mich der Mann.

*Na, super!*, dachte ich. Es lief mal wieder alles anders als geplant. Ich überlegte kurz, ob ich jetzt einfach sofort in ein Taxi steigen und mich gemütlich ins 50 Kilometer entfernte Suchitoto bringen lassen sollte. Dann entschied ich mich aber, lieber meinen Geldbeutel zu schonen. Ich setzte meinen Sohn in den Buggy, schulterte meinen Rucksack, der immer schwerer und schwerer zu werden schien, verließ den Busbahnhof und trat hinaus ins berüchtigte, blutrünstige San Salvador.

Sofort fühlte ich mich erschlagen. Von dem ganzen Verkehr. Weit und breit keine Ampel. *Wie sollten wir es nur sicher auf die andere Straßenseite schaffen?* Es half nichts, irgendwie mussten wir rüber. Mehrere Minuten stand ich zögerlich am Straßenrand und ließ kilometerlange Autokolonnen an mir vorbeiziehen. Irgendwann nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und trat einfach auf die Straße. Ich betete, dass die Autofahrer sich erbarmen und anhalten würden. Das taten sie in der Tat auch. Die erste Etappe in San Salvador war also geschafft. Wir hatten die andere Straßenseite unversehrt erreicht. Ich kämpfte mich weiter durchs Verkehrs labyrinth, bis ich tatsächlich vor der Tankstelle stand. *Hier sollte ich einen Bus anhalten?* Wie sollte mir das denn glücken? Meine Nerven lagen blank, und ich wollte nur noch raus aus dieser Stadt. *Jammern bringt dich jetzt auch nicht weiter*, spornte ich mich

selbst an. Also riss ich mich zusammen, stellte mich an den Straßenrand und fokussierte mit einem akribischen Adlerblick die mir entgegenkommenden Busse. *Nummer 129, Nummer 129, Nummer 129, ...* kreiste es unentwegt in meinem Kopf herum. Nach einigen Minuten, die mir zweifelsohne wie Stunden vorkamen, erschien am Ende des Verkehrshorizonts endlich der langersehnte Bus 129. Hektisch griff ich nach unserem Gepäck, winkte dem Busfahrer zu, sah, wie der Bus sich näherte, an uns vorbeifuhr, kurz abbremste und dann doch weiterfuhr. Gemeinsam mit meinem Sohn an der Hand lief ich dem Bus noch ein paar Meter hinterher, bis ich aufgab. Verärgert konnte ich nur noch sehen, wie der Bus eine dunkle Abgaswolke hinterließ und im Chaos der Rushhour San Salvadors verschwand.

*Super!* Meine Gereiztheit hatte soeben ihren Höhepunkt erreicht, als ich bemerkte, dass sich uns von der Seite ein junger Mann näherte. *Was wollte der denn von mir?* Schoss es mir durch den Kopf. Er war groß, bestimmt über 1,90 Meter, korpulent, hatte große breite Schultern und ein bubenhaftes Gesicht.

»Hola, ich heiße Miguel«, stellte er sich vor und reichte mir dabei freundlich seine Hand. In einem astreinen Ami-Akzent, als ob er jahrelang in Downtown in Los Angeles gelebt hätte, fragte er mich, wohin wir wollten.

Ich nannte ihm unser Ziel.

»Oh, kein Problem. Dann musst du mit dem 129er fahren. Ich werde ihn für dich anhalten.« Und dann fing er mit einem breiten Grinsen an, mich auszufragen. Wie mir El Salvador gefalle, wohin wir noch fahren wollten und wie ich überhaupt auf die Idee gekommen sei, in dieses Land zu reisen.

Ich erzählte ein wenig von meinen weiteren Reiseplänen, und schnell fingen wir beide an, von der Schönheit El Salvadors zu schwärmen.

So unterhaltsam unser Smalltalk mitten auf dem Highway auch war, ich wusste nicht recht zu deuten, was Miguel eigentlich von mir woll-

te. Skeptisch überlegte ich. *Wollte er mir vielleicht etwas verkaufen? Eine Tour? Oder mich gegen ein üppiges Sümmchen Dollarnoten mit seinem Auto nach Suchitoto fahren?* Nachdem wir sicherlich bereits zehn Minuten über die touristischen Vorzüge des kleinen mittelamerikanischen Landes philosophiert hatten, fragte ich ihn etwas durch die Blume nach seiner eigentlichen Intention.

Miguel schaute mich etwas verduzt an und meinte: »Ich möchte ganz einfach, dass euch nichts passiert. Denn diese Gegend ist sehr unsicher. Zu viele schlechte Menschen laufen hier herum. Und ich möchte nicht, dass ihr ausgeraubt werdet. Ich wünsche mir, dass ihr euch wohlfühlt in meinem Land – und dass ihr die schönen Seiten El Salvadors kennenlernt. Denn wir haben weitaus mehr zu bieten, als die blöden Bandenkriege.«

*Wow!* Ich war beeindruckt – immer noch von seinem astreinen Ami-Englisch, das er sich selbst aus dem Fernsehen beigebracht hatte, wie er mir auf Nachfrage erklärte, aber vor allem von seiner Hilfsbereitschaft. Ich musste zugeben, dass seine Gegenwart ordentlich Eindruck auf mich machte. Ich kam mir vor, als ob ich höchstpersönlich von einem angsteinflößenden Bodyguard bewacht würde – und fühlte mich wahrhaftig gleich um einiges sicherer. Wir unterhielten uns weiter angeregt, bis dann irgendwann erneut am Ende des Verkehrshorizonts der Bus 129 erschien. Ich wollte schon wieder hektisch mein Gepäck greifen, aber Miguel deutete mir mit einer ruhigen Bewegung an, dass er das übernehmen würde. Ich sah zu, wie der junge muskelbepackte Riese die Hand Richtung Busfahrer hob – und siehe da, der Bus blieb tatsächlich stehen. Genau vor unseren Füßen. Gemeinsam mit meinem Sohn stieg ich in den Bus ein und war sofort heilfroh, dass Miguel mir mit meinem Gepäck half. Denn anders als in den Bussen zuvor war hier ein Drehkreuz, das wir passieren mussten. Unmöglich zu bewerkstelligen mit einem riesigen Rucksack und einem Buggy unterm Arm. Ich bezahlte beim Busfahrer, der mir erklärte, dass mein Sohn unter dem

Drehkreuz durchhuschen sollte. Ich selbst hatte schon damit Probleme, mit meinem kleinen Rucksack durchzukommen, und versuchte mich irgendwie durchzuquetschen. Schnell setzte ich meinen Sohn auf einen freien Platz und eilte dann wieder zum Eingang, um mein Gepäck entgegenzunehmen, das Miguel über das Drehkreuz hievte. Viel Zeit für eine überschwängliche Verabschiedung von meinem persönlichen Bodyguard blieb nicht. Ich schaffte es nur noch, ihm ein »*Muchas, muchas gracias*« entgegenzurufen. Ich war ihm wirklich sehr dankbar für seine großzügige Hilfe.

Etwas bescheiden nickte Miguel und meinte nur: »Das habe ich doch gerne gemacht. Ich würde mich freuen, wenn du bei dir zu Hause erzählst, wie schön El Salvador doch ist. Wer weiß, vielleicht kommen dann eines Tages mehr Touristen zu uns.«

Ich versprach es ihm hoch und heilig – und dabei wurde mir ganz warm ums Herz. Miguel stieg aus dem Bus. Zurück auf meinem Platz streckte ich schnell den Kopf aus dem Fenster, um ihm zum Abschied noch mal zuzuwinken. Ich konnte ihn jedoch nicht mehr sehen. Er war genauso plötzlich verschwunden, wie er gekommen war.

Während sich der Bus Meter um Meter durch den stockenden Verkehr von San Salvador kämpfte, dachte ich an den warmherzigen Gesichtsausdruck von Miguel. Plötzlich musste ich ein wenig schmunzeln. Bedeutete *San Salvador* nicht wörtlich übersetzt *der heilige Retter*? Was für eine passende Metapher! Für mich stand fest, dass ich ab jetzt bei San Salvador immer an die große Statur von Miguel mit seinen breiten Schultern und seinem bubenhaftem Gesicht denken würde.

## **Back to the roots**

Die Kolonialstadt Suchitoto war so ganz anders als San Salvador. Idyllisch, farbenfroh und irgendwie friedlich. Man konnte kaum glauben,

# 11. KAPITEL

Georgien, Juni 2018

*Die Welt ist ein Buch. Wer nie reist, sieht nur eine Seite davon.*

(Augustinus von Hippo)

## Eine halsbrecherische Rallye

Georgien war so ganz anders und mit keinem der Länder zu vergleichen, die ich bis dahin bereist hatte. Schon lange hatte dieses kleine, unscheinbare Land – irgendwo zwischen Europa und Asien – auf meiner Reiseliste gestanden. Jedoch musste das Reiseziel Georgien Jahr für Jahr zugunsten einer anderen Destination weichen. Doch nachdem ich mir eingestehen musste, dass ich mittlerweile Asien, Süd- und Mittelamerika verhältnismäßig gut kannte, war es mal Zeit für einen komplett neuen Erdteil. Georgien schien hierfür perfekt zu sein. Ich brannte vor Neugier und dabei fiel mir auf, dass ich von dem kleinen Land, das in meiner Kindheit noch zur damaligen Sowjetunion gehört hatte, überhaupt nichts wusste. Ich hatte keine Ahnung, dass in Georgien bereits seit über 7.000 Jahren Wein angebaut wurde – und dass nicht Frankreich oder Spanien das Ursprungsland des Weinanbaus war, sondern tatsächlich Georgien. Ich hatte keinen blassen Schimmer, wie unheimlich lecker die georgische Küche schmeckte und wie auch die einfachsten Lokale in ländlichen Regionen es schafften, mit wenigen Zutaten und Gewürzen die leckersten Gerichte zu zaubern. Dass die Georgier sogar eine eigene verschnörkelte Schrift hatten, die so ganz anders war als die kyrillische der russischen Sprache, war mir auch völlig fremd. Und bis auf die

Hauptstadt Tbilisi – von der ich auch eher zufällig mal etwas gelesen hatte – hätte ich vor meiner Reise keine großartigen Sehenswürdigkeiten Georgiens benennen können.

Doch je mehr ich mich mit diesem Land beschäftigte, desto mehr ahnte ich, wie unheimlich faszinierend Georgien war. Und halt so ganz anders. Ich staunte über Bilder von der pulsierenden Hauptstadt, die gerade aus ihrem Dornröschenschlaf aufzuwachen schien, zahlreichen Klöstern auf abgelegenen Bergkuppeln mit einem atemberaubenden Ausblick, Eremiten, die auf der entlegensten Spitze eines hohen Berges wohnten, unterirdischen Höhlen, mediterranen Städten, mittelalterlichen Bergdörfern, Hochhaussiedlungen im typischen trist-grauen Sowjet-Stil, extremen Wetterumschwüngen, der wilden Berglandschaft des Großen und Kleinen Kaukasus, Ushguli – dem höchstgelegenen dauerhaft bewohnten Dorf Europas –, Steppen, Halbwüsten und als absolutes Kontrastprogramm von der Skyline des Hotspots Batumi am Schwarzen Meer, dem neuen osteuropäischen Dubai mit einem Hauch von Las Vegas und Macao.

»Da will ich auch hin«, sagte mein Mann urplötzlich, als ich ihm von meinen Georgien-Reiseplänen erzählte. Damit hatte ich ganz ehrlich so gar nicht gerechnet. Denn eigentlich tat sich mein Mann mit meiner Auswahl an Reisezielen sehr schwer und meinte immer eher: »Da kannst du gerne allein hin. Das Land interessiert mich nicht.«

Und dann gab es da noch einen anderen Grund, warum mein Mann uns meistens auf den ganzen Reisen nicht begleitete. Er ließ äußerst ungerne seine eigene Firma allein. Bis auf den gemeinsamen Weihnachtsurlaub über die Feiertage im Winter war es mit ihm immer ein extremer Kampf. Wenn es nach ihm gegangen wäre, würde er ständig arbeiten und nur einmal im Jahr für ein paar Tage verreisen. Jedoch hatte in den vergangenen Monaten offensichtlich ein Umdenken bei ihm stattgefunden. Immer häufiger sprach er davon, wie sehr er mich doch beneidete, dass ich von überall aus arbeiten konnte und sogar mit dem Reisen

Geld verdiente – und dass das Leben doch nicht ausschließlich aus der Arbeit bestehen könnte. Solche Worte kannte ich von ihm nicht. Und entsprechend überrascht war ich, als er mir mitteilte, dass er auch mit nach Georgien wollte.

»Und was ist mit der Firma«, fragte ich ihn erstaunt.

»Die muss irgendwie ohne mich klarkommen«, antwortete er.

\*\*\*

Nach den ersten Stunden in Tbilisi war für mich bereits klar, dass das eine ganz große Liebe werden würde. Ich empfand die Hauptstadt Georgiens als extrem kontrastreich. Alt, mürbe und zerfallend, zugleich aber auch so modern, elegant und futuristisch. Neben alten Holzhäusern mit wunderschön verzierten Balkonen, bei denen man Angst haben musste, dass sie im nächsten Moment vor den eigenen Augen zusammenfallen würden, standen hochmoderne Bauten. Und ich kam aus dem Staunen nicht raus, wie mondän und multikulturell diese Stadt mit über 1.500 Jahren Geschichte wirkte. Wenn es nach mir gegangen wäre, hätte ich Tbilisi am liebsten gleich zu meiner neuen Sommerresidenz für die kommenden Monate erkoren. Doch wir hatten andere Pläne. Schließlich wollten wir einen Roadtrip durchs Land machen. Nach zwei Tagen holten wir also unseren SUV bei der Autovermietung ab – und das große Georgien-Abenteuer konnte beginnen.

Bei der Planung hatten wir allerdings nicht beachtet, dass schon das Autofahren selbst ein riesiges Abenteuer werden würde. Schnell mussten wir erkennen, dass die Georgier einen SEHR gewöhnungsbedürftigen Fahrstil hatten. Eigentlich war ich davon überzeugt gewesen, dass mich in Sachen Verkehr nichts mehr schocken könnte. Immerhin hatte ich bereits den Verkehr in Istanbul, Jakarta und zahlreiche Chicken-Busfahrten in Mittelamerika überlebt. Doch die Verkehrssituation auf den Straßen Georgiens toppte so ziemlich alles, was ich bis dato gesehen und

# NACHWORT

Kiew, Juli 2018

## Mein Ticket in die Freiheit

Wenn ich hier in Kiew von meiner Bank vorm St. Michaelskloster auf die vergangenen Wochen zurückblicke, kann ich nicht behaupten, dass ich mich gelangweilt hätte. Im Gegenteil: Ich habe viel gesehen und erlebt. Und es ist genau dieses Gefühl, das ich am Reisen so unglaublich schätze: diese Intensität, das Gefühl, dass sich zwei Wochen anfühlen wie zwei Monate – und nicht umgekehrt. Und wenn ich ganz ehrlich bin, habe ich in den letzten zwei Wochen sicherlich um einiges mehr erlebt, als viele Freunde und Bekannte die letzten zwei Jahre zu Hause.

Allgemein kann ich behaupten, dass mein Leben seit der Geburt meines Sohnes ganz schön turbulent verlaufen ist. Mit ordentlich viel Gegenwind! Und ganz anders als gedacht. Ich wurde gekündigt, musste meinen Plan vom großen Glück über Bord werfen und nach neuen Lösungen suchen. Und das mit fast 40 Jahren! Zudem als Frau und Mutter. Definitiv keine leichte Herausforderung. Ich musste immer wieder mit vielen Rückschlägen fertig werden, zusehen, wie mein Kartenhaus in sich zusammenfiel und in bedrohlichen Existenzängsten schwelgen. Doch erst als ich meinen geraden Weg verlassen hatte und sinnlos durch die unterschiedlichsten Länder geirrt war, musste ich mir irgendwann eingestehen, dass ich im Laufe meiner Reisen Gefallen an meinen Irrwegen gefunden hatte. *Ist es nicht so, dass wir manchmal in*

*unserem Leben etwas tun müssen, das keinen Sinn macht, damit alles um uns herum wieder sinnvoller wird?* Ich kann behaupten, dass das Reisen in meiner kritischen Lebensphase der beste Unsinn war, den ich machen konnte.

Unwissend stürzte ich mich ins große Abenteuer, packte immer wieder den Rucksack, um gemeinsam mit meinem kleinen Sohn die Welt zu entdecken. 22 Länder später weiß ich, dass das Reisen genau das richtige Heilmittel für mich war, das ich benötigte, um MEINEN neuen Weg zu finden. Durch das Reisen fand ich den Mut, die Gelassenheit und Souveränität, wieder neue Türen zu öffnen und durch diese hindurchzugehen, ohne mir dabei ständig Sorgen um meine berufliche und private Zukunft zu machen. Ich wollte nicht schwerfällig und verbissen durch den Alltag gehen. Sondern einfach mal nur machen.

Seit ich in Lissabon am Fuße des grimmigen Adamastor bei einem kühlen Bier den Entschluss getroffen habe, den Weg der Selbstständigkeit zu gehen, ist viel passiert. Es sind nicht nur knapp 14 Monate und viele Reisen vergangen, sondern ich habe überraschenderweise auch einen ordentlichen Sprung auf meiner persönlichen Karriereleiter gemacht. Bald steht tatsächlich ein Buch von mir im Handel, ich verdiene gutes Geld mit meinem Blog, habe feste Kunden, für die ich Content-Marketing mache, verfasse Ratgeber und E-Books für verschiedene Reiseveranstalter und bekomme zudem immer wieder neue, spannende Projekte auf den Schreibtisch. Mittlerweile schreibe ich sogar für einige Reisemagazine, für die früher nur die sogenannte Crème de la Crème gearbeitet hat. Und wenn ich mir meinen Kontostand anschau, dann kann ich mit ruhigem Gewissen sagen: *Alles richtig gemacht!* Natürlich könnte es IMMER ein *bisschen mehr sein*. Aber ich muss zugeben, dass ich noch nie die große finanzielle Visionärin gewesen bin. Außerdem habe ich mich in der Welt der Zahlen nie so richtig wohlfühlt. Vielleicht ist es diese hoffnungslose, naive Romantikerin in mir, die andere Parameter zum Messen von Erfolg heranzieht.

Viel wichtiger als mein Kontostand ist mir nämlich, dass ich es tatsächlich geschafft habe, mit meiner Leidenschaft Geld zu verdienen. Es mag für einige zwar etwas sonderbar und verworren klingen, aber für mich ist

Arbeit = Freizeit  
und  
Freizeit = Arbeit.

Außerdem hat mir meine Selbstständigkeit auch viele neue Freiheiten geschenkt:

1. Ich kann von überall auf der Welt aus arbeiten, solange ich einigermaßen gut funktionierendes Internet habe.
2. Ich muss mir keine zermürbenden Gedanken machen, dass ich irgendwann zu alt, nicht trendy genug und zu unhip bin – oder einfach nicht mehr zum Team passe – und deswegen gekündigt werde.
3. Wenn mein Sohn krank ist, dann muss ich nicht zittern, mit welcher Laune mein Chef die Nachricht von der Krankmeldung entgegennimmt.
4. Wenn mir eher nach Freibad, Joggen oder Radtour statt Schreibtisch ist, dann nehme ich mir spontan einen Tag frei.
5. Ich muss mit keinem (abgesehen von meinem Mann) meinen Urlaub absprechen.
6. Im Gegenteil, ich muss MEHR reisen, damit ich über MEHR Themen schreiben kann und somit MEHR Geld verdiene.
7. Und der allerwichtigste Punkt: Ich habe die Möglichkeit, mit meinem Sohn die Welt zu entdecken, zahlreiche Abenteuer zu erleben und sehr viel intensive gemeinsame Zeit mit ihm in den unterschiedlichsten Ländern zu verbringen.

Ich blicke auf mein Handy. Es ist 11:02 Uhr. Gleich muss ich los, muss mich beeilen, um in mein Hostel zurückzukommen. Denn für 11:30 Uhr ist das Taxi zum Flughafen von Kiew bestellt. In ein paar Stunden geht es zurück nach Hause. Obwohl ich immer traurig und melancholisch bin, wenn eine Reise zu Ende geht, muss ich auch zugeben, dass ich mich auf zu Hause freue. Auf meinen Sohn, meinen Mann und auch auf meinen Schreibtisch. Und in drei Wochen geht es dann wieder los, diesmal wieder mit meinem Sohn: fünf Wochen durch Osteuropa, von Bulgarien bis nach Prag ...

Ich spüre, wie Freude in mir aufkommt bei dem Gedanken, dass ich das Lebenskonzept *nach der Reise ist vor der Reise* in die Tat umsetze. Denn immer erfüllt es mich mit einem unsagbaren Kribbeln, wenn ich an meine vielen zukünftigen Reisepläne denke. Im Winter soll es für längere Zeit weggehen – vielleicht sogar für drei Monate? Wohin, entscheide ich später. Vielleicht nach Myanmar, Laos, Brasilien, Bolivien, Indien, Vietnam oder Madagaskar? Und natürlich habe ich auch für die kommenden Jahre eine Menge Reiseideen: São Tomé und Príncipe, Nepal, Bhutan, Albanien, Marokko, Armenien, Mosambik, Südkorea, Iran, Taiwan, Usbekistan, Turkmenistan, Kirgistan, Mongolei, ... Und vielleicht mache ich auch noch ein paar Trips allein, zum Beispiel nach Äthiopien, Malawi, Bangladesch, auf die Molukken, nach Westpapua ... *Oh Mann!* So viele weiße Flecken auf meiner persönlichen Weltkarte, die ich nach und nach mit bunter Farbe, vielen Abenteuern und Geschichten füllen möchte. So viele Länder, die auf meiner ellenlangen Reise-Bucket-List stehen!

Und was kommt danach? Keine Ahnung! Und ganz ehrlich, es spielt gerade auch keine ausschlaggebende Rolle für mich. Denn die vergangenen Jahre und Monate haben mir gezeigt, dass man nichts so richtig planen kann. Vielleicht wird mein Sohn meine Auswahl an Reisezielen schon bald ziemlich uncool finden und lieber nach Mallorca oder Disneyworld fahren wollen. Vielleicht werde ich aber, bevor mein Sohn



Als mein Sohn in Malaysia das erste Mal eine Frau in Burka sah, dachte ich, dass er hysterisch weinen würde. Falsch gedacht!



Die große Liebe in den nächtlichen Straßen Phnom Penh



Mein kleiner Sohn war in Kambodscha der große Star. Sogar die jungen Mönche waren hin und weg.



Großer Abschied im muslimischen Fischerdorf



Mit dem Bamboo Train durch die Wildnis Kambodschas: definitiv besser als Heidepark!



Xylofonunterricht im Ramchang Guesthouse



»Wenn ich groß bin, möchte ich auch Tuk-Tuk-Fahrer werden, so wie unser geliebter Rithisak.«



Ein Mönch in Angkor Wat



Bei meinem ersten Besuch fand ich Colombo fürchterlich. Beim zweiten Mal verliebte ich mich Hals über Kopf.



Eine der schönsten Zugfahrten der Welt: von Ella nach Kandy durchs Hochland Sri Lankas



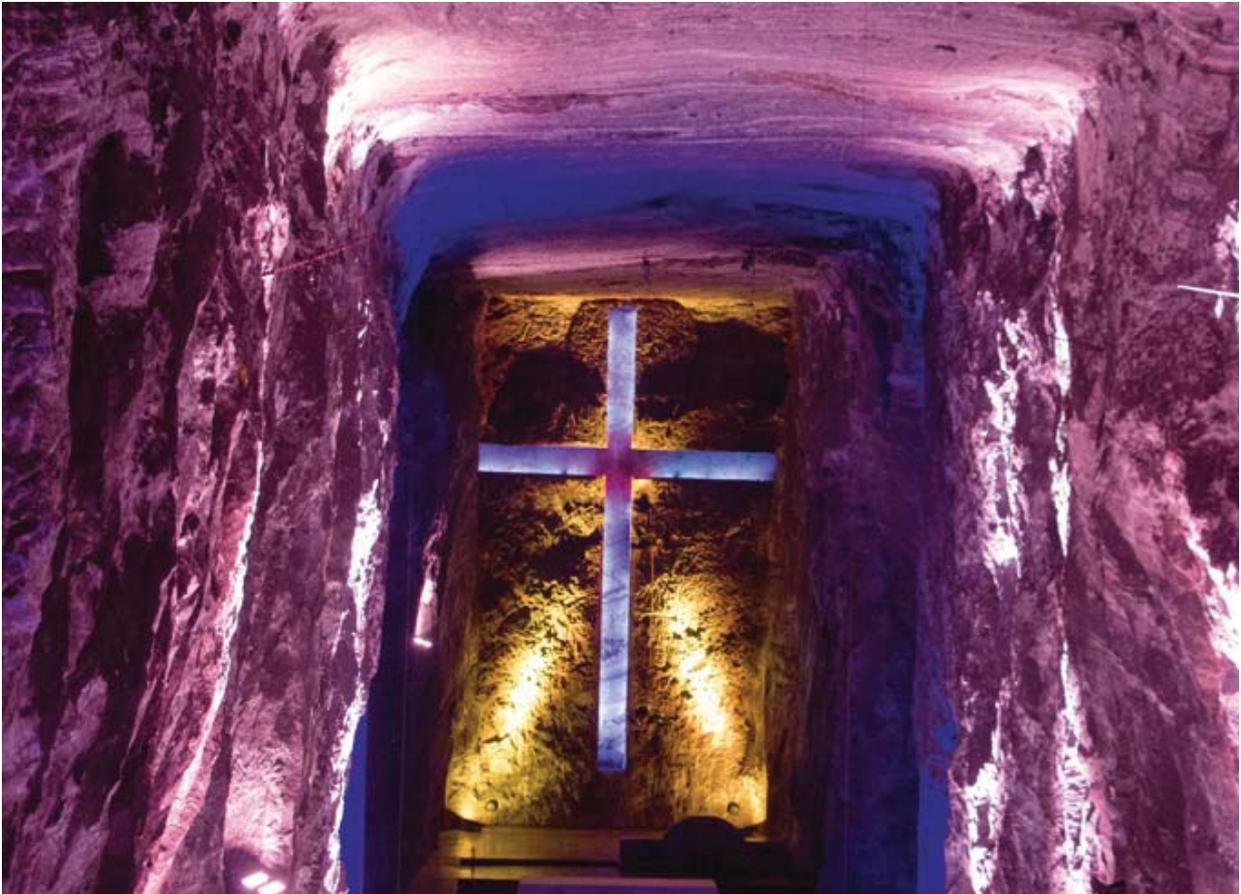
Was für ein Start ins neue Jahr: Elefanten in der freien Wildbahn



Ich liebe einheimische Märkte! Hier findet man die wahre Seele eines Landes.



Das breiteste und freundlichste Lachen, das ich je gesehen habe



Salzkathedrale in Zipaquirá: ein Ort, um tief unter der Erde Zwiesprache zu halten. Mit Gott. Mit sich selbst. Und mit der Welt da draußen.